

„Babuschka, wir halten durch!“

Aus dem Alltag der Petersburger Rentnerin Warwara Iwanowna

Rußland ist ein freies Land. Wenn heute einer gegen die Regierung ist, dann muß er nicht mehr damit rechnen, daß nachts um drei das KGB kommt und ihn nach Sibirien verschleppt. Es kann ihm aber passieren, daß nachmittags um drei der Gadowschtschik mit der Eisensäge kommt und ihm die Gasleitung durchsägt. Und wie seinerzeit gegen Sibirien gibt es gegen Gasabklemmen keine Rechtsmittel.

Seit er mit seiner alten Mutter im Kalten sitze, sagt Wjatscheslaw Tschetkarjow, der Herausgeber des Monatsblätchens *Kommentator*, sei ihm klar, daß es auch im neuen Rußland noch Möglichkeiten gibt, bürgerlichen Widerstandsgeist an die Kette zu legen.

Der *Kommentator* ist nicht eben ein Fachorgan für filigrane Dialektik. Kolumnist Tschetkarjow pflegt eher die brachiale Weltschau. Die Stadtverwaltung von St. Petersburg hat ihn deshalb zum Feind der Demokratie erklärt. Und wer gegen die Demokratie ist, der soll auch kein Stadtgas haben.

Zur Zeit schreibt Wjatscheslaw deshalb mit Handschuhen. Doch das, so sagt er, werde ihn nicht hindern, die Wahrheit zu publizieren. Und wenn ihm die Tasten an der Schreibmaschine festfröhen. Er drückt seiner Mutter einen von Rauhreif umflorten Kuß auf die Wange und ruft dröhnend: „Babuschka, wir halten durch!“

Die alte Frau schweigt in stummer Leidensbereitschaft und schlurft auf durchgewetzten Filzpantoffeln in die Küche, um Tee und Häppchen zu machen. Sie hat sich daran gewöhnt, ihrem Stolz auf Wjatscheslaw die Opfer zu bringen, die Wjatscheslaw für angebracht hält.

Warwara Iwanowna hat für ihren Sohn einen Teil von ihrer kleinen Wohnung in dem Patrizierhaus auf der Wassilij-Insel abgeteilt, als ihm die Büroräume gekündigt wurden. Sie selbst hat jetzt als Wohn-Schlaf-Raum nur noch eine Art parzellierten Wandschrank mit genug Platz für ein Bett, ein Sofa und einen kleinen Tisch.

Weil sie kein Gas mehr hat, muß Warwara Iwanowna Suppe, Kartoffeln und Gemüse nacheinander auf einer kleinen elektrischen Heizplatte garko-

chen. Die Küche ist so klein, daß die Zwiebel- und Kartoffelsäckchen unter der Decke hängen müssen. Zwischen der inneren und der äußeren Scheibe des Doppelfensters sind Obst, Gemüse, Wurst und Käse gestapelt. Das spart Platz und Strom, und im Winter ist es



Mit Enkelin Anna und Sohn Wjatscheslaw



Vor der Erlöserkirche

Petersburger Rentnerin Iwanowna: Keiner soll den anderen beneiden müssen



Die Leiden der Russen

sind mit dem Zusammenbruch des Kommunismus nicht vorüber. Das einstige Sowjetimperium ist zersplittert und von blutigen Nationalitätskonflikten bedroht, die Wirtschaft ruiniert. In Momentaufnahmen der russischen Wirklichkeit zeigt der SPIEGEL, auf welche Widernisse das weltgeschichtliche Experiment stößt, ein neues Gesellschaftssystem für 150 Millionen Menschen zu finden. Im vierten Teil der Berichte, die in lockerer Folge erscheinen, beschäftigt sich SPIEGEL-Reporter Erich Wiedemann mit den alltäglichen Sorgen und Nöten der kleinen Leute – dargestellt am Beispiel einer 83jährigen Rentnerin in St. Petersburg.



In einem Fischgeschäft

genauso gut wie ein Kühlschrank. Immerhin, sie hat eine Küche ganz für sich allein. Soviel Intimität genießen in Rußlands Städten nicht alle Bürger.

Rund die Hälfte der fünf Millionen Petersburger lebt unter Bedingungen, die auch kollektiverprobte Ameisencharaktere als infernalisch empfinden müssen: in fünfstöckigen Bröselbetonsilos ohne Aufzug oder zu viert und zu fünft pro Zimmer in Altbauwohnungen mit je einem Bad und manchmal einer Küche für vier, fünf Familien.

Warwara Iwanowna will in ihrer Wohnung bleiben, solange sie die 50 Treppenstufen bis zum dritten Stockwerk steigen kann. In der ganzen Stadt gibt es nur fünf reguläre Altersheime, in denen Menschen mit Anstand altern und sterben können. Sie sind in der Regel der Nomenklatura und den Vetera-

nen des Großen Vaterländischen Krieges vorbehalten.

Die anderen, die „Asyle für hilflose Alte und Schwache“, sind monströse Verwahranstalten für menschlichen Abraum, der geistig oder körperlich nicht mehr funktioniert und den sich die Solidargemeinschaft deshalb aus den Augen schafft.

In einigen dieser Anstalten herrschen hierarchische und hygienische Zustände, wie es sie früher nur im Gulag gab. Hier landen alle, die sich nicht mehr selbst versorgen können und die keine Verwandten mehr haben. Sie sind rechtlos, ohne Eigentum und ohne Aussicht, jemals lebend wieder rauszukommen.

Nein, solange sie eine Familie hat, zieht die Babuschka nicht aus ihrer Wohnung aus. Sie sagt, ihr Großvater

sei über hundert Jahre alt geworden, weil er immer viel Borschtsch-Eintopf gegessen habe. Sie selbst ißt auch viel Borschtsch. Das sei gut gegen Krebs und alle möglichen Alterskrankheiten.

Weil ihr Sohn mit seiner Zeitung nicht die Kartoffeln im Topf verdient, füttert Warwara Iwanowna ihn meist mit durch, wenn entweder die Zeitung nicht erscheint, weil man ihm die Papierzuteilung gestrichen hat, oder wenn das Papier so teuer ist, daß für den Redakteur nichts übrigbleibt.

Wjatscheslaws zwei erwachsene Söhne sind arbeitslos. Einmal im Monat fahren sie im Nachtzug mit vier großen Koffern voll Zeitungen nach Moskau, um sie dort zu verkaufen. Diese Vertriebsreisen decken den Anspruch des *Kommentator* auf überregionale Bedeutung. Nur, die Erträge decken selten mehr als die Reisespesen.

Wjatscheslaw sei wirklich ein gescheiter Kerl, sagt seine Mutter. Er sei beinahe ebenso klug wie sein verstorbener Vater, der im Krieg Politoffizier in der Roten Armee und später Professor an einem Spracheninstitut war.

Sie versteht zwar längst nicht alles, was der Sohn in seiner Zeitung schreibt. Aber sicher ist: Wenn sie auf ihn gehört hätte, dann wäre sie bei den Präsidentenwahlen im Juni 1991 nicht so dumm gewesen, Boris Jelzin ihre Stimme zu geben.

„Es geht alles ganz schlecht – plocho, plocho, plocho“, sagt Wjatscheslaw. Um das zu beurteilen, muß man nicht viel von Politik verstehen. Man braucht sich ja bloß auf der Straße umzusehen.

Die Hausfrau stellt ein Tablett auf den Tisch. Darauf stehen eine Kanne mit dampfendem Tee, ein Glas selbstgemachte Mehrfruchtmarmelade zum Süßen, ein Teller mit reichlich Brot, eine Schale eingelegte Pilze, die Wjatscheslaw im Wald gesammelt hat, ein



Rentnerin Iwanowna: Borschtsch gegen alle Alterskrankheiten

Korb mit Süßigkeiten und einem Christstollen aus Deutschland.

Wjatscheslaw hebt seine Teetasse: „Die guten Spender aus Deutschland, sie sollen leben.“ Einmal im Monat kommt ein Freßpaket von Familie Burchardi aus Jesteburg in der Nordheide. Hausfrau Ruth Burchardi hat eine Patenschaft über die St. Petersburger Familie übernommen. Ihre Pakete sind immer so reichlich sortiert, daß jedesmal für Wjatscheslaw etwas abfällt. Er lacht und wischt sich schmatzend seinen Schnauzbart: „Ohne Frau Burchardi wäre der Kampf gegen den Diktator Jelzin an einem wichtigen Frontabschnitt im Hunger zusammengebrochen.“ Im Sommer soll Babuschkas Liebling, Enkelin Anna, als Au-pair-Mädchen nach Jesteburg.

Die alten Kommunisten finden es ehelos, sich von den ehemaligen Kriegsgegnern durchfüttern zu lassen. Neulich war in den Abendnachrichten des Regionalfernsehens eine Gruppe von Frauen zu sehen, die Pakete mit Zwieback und Konserven packten, die dann im deutschen Generalkonsulat abgegeben werden sollten. Der Sprecher erwähnte

aber auch, die Pakete seien von den Deutschen nicht angenommen worden.

Warwara Iwanowna hat 75 ihrer 83 Jahre in dieser Stadt verbracht, die früher St. Petersburg, von 1914 an Petrograd und dann von 1924 an Leningrad hieß und die seit September 1991 wieder St. Petersburg heißt. Ihr Vater war Postbote. Er kämpfte auf seiten der Roten im Bürgerkrieg in der Ukraine. Er war Kommunist, aber nur weil die Familie in einem Keller hauste und es anständige Wohnungen nur für Parteimitglieder gab.

Von der Revolution hat sie nicht viel mitgekriegt. Sie zogen ein paarmal mit viel mehr oder weniger revolutionärem Volk durch die Straßen und sangen: „Wir kämpfen tapfer für die Petrograder Sowjetmacht.“ Doch das war nichts als Zweckjubiläum. Neutralität galt bei den Bolschewiken als Verrat. Die Leute wollten doch fast alle nur ihre Ruhe, ihren Wodka und am Sonntag ein Stück Fleisch im Topf.

Ihr Mann Xenofont Archippowitsch und sie seien ziemlich unpolitisch gewesen, sagt Warwara Iwanowna. Wenn sie was zu erörtern hatten, was mit Politik

zu tun hatte, dann gingen sie in die Küche und drehten den Wasserhahn auf. Ja, wirklich, mit ein bißchen Übung konnte man sich aus allem heraushalten. Sie hat es geschafft, ein Dreivierteljahrhundert im Sowjetkommunismus zu überleben, ohne politische Position zu beziehen.

Nur ein einziges Mal kamen sie ernsthaft ins Gedränge. Das war 1937, während der großen stalinistischen Säuberungen. Irgend jemand hatte Xenofont Archippowitsch als Trotzkist angeschwärzt. Doch sein Chef bereinigte die Sache, noch ehe sie ihn abholen konnten. Er teilte dem NKWD mit, wenn der Genosse Professor wirklich ein Trotzkist sei, dann werde es ihm, dem Natschalnik, eine Ehre sein, eine Axt zu nehmen und ihn totzuschlagen.

Das Urteil fiel aber zugunsten des Beklagten aus. Xenofont Archippowitsch starb erst 20 Jahre später an Tuberkulose.

Soweit Warwara Iwanowna sich erinnert, ist es den Menschen in der Stadt während der vergangenen 75 Jahre nur zweimal schlechtergegangen als heute – viel, viel schlechter. Einmal in den ersten Jahren nach der Revolution, dann in den 827 Tagen der deutschen Belagerung vom September 1941 bis zum Januar 1944. Im Hungerwinter 1941/42 erfroren und verhungerten im belagerten Leningrad über 630 000 Menschen. Am besten sei es ihnen in den fünfziger Jahren gegangen, zunächst unter Stalin und auch noch danach in den ersten Chruschtschow-Jahren. Das heißt aber nicht, daß sie dem Stalinismus nachtrauere. Wjatscheslaw hat sie gelehrt, daß es höhere Werte gibt als einen Topf Borschtsch mit Rindfleisch und eine warme Wohnstube. Auch wenn man diese Werte selbst nicht in Anspruch nehmen kann.

Viele alte Petersburger sehen das anders. Sie haben Stalin gefürchtet. Aber in der Rückschau gewinnt er wieder beinahe messianische Konturen. Er war Teufel und Halbgott. Er hat sein Volk geknüttet. Aber die Geknütteten hatten Anspruch auf zwei Flaschen Wodka im Monat. Und das Brot kostete 20 Kopeken. 30 Jahre lang immer nur 20 Kopeken. Heute kostet es 40 Rubel. Und man muß sogar noch dafür anstehen, obwohl Brot nicht knapp ist. Damals war Ordnung, heute ist alles „bespredel“, wie die Petersburger sagen. Das ist ein alter Gulag-Ausdruck. Er bedeutet soviel wie Chaos, Willkür, Anarchie.

Natürlich waren sie niemals reich. Doch früher waren Not und Elend ziemlich gleichmäßig verteilt. Und die Solidarität der Werktätigen funktionierte auch, wenn es nicht viel oder gar nichts zu verteilen gab. Die vollge-

fressenen Angehörigen der Nomenklatura sah man ja fast nie in der Öffentlichkeit, die blieben mit ihren Privilegien in Klausur.

Die neuen Reichen sind nicht mehr so scheu. Draußen im graugelben Wintersmog an der Ecke Newski-Prospekt/Sadowaja sitzt eine altgewordene Hure auf dem kalten Pflaster und bietet Heiligenbildchen und ausgeleckte McDonald's-Schalen als Vertikoschmuck an. Ein in Lumpen verpacktes Mütterchen aus Kjumen, einem Dorf in Karelien, war zwei Tage unterwegs, um zwei Paar selbstgestrickte Socken und ein Glas Gurken zu verkaufen. Und drinnen in der „Tschaika“ am Kanal Gribojedow bezahlen die Bisnesmeni von der Warenbörse Kaviar-Blinis, Hamburger

es seinem Nachbarn bessergeht als ihm selbst. Schließlich bittet er den lieben Gott: „Reiß mir ein Auge aus.“

Rund die Hälfte der St. Petersburger Bevölkerung lebt jetzt nach der regierungsamtlichen Definition unterhalb der Armutsgrenze. Aber was ist arm? Ist man arm, wenn man ein paar Wochen kein Fleisch mehr im Topf hatte? Dann sind zwei Drittel aller Petersburger arm. Ist einer reich, der sich jede Woche ein warmes Bad für zehn Rubel in der öffentlichen Badeanstalt genehmigen kann? Dann ist Warwara Iwanowna reich.

Fast niemand muß in St. Petersburg hungern. Doch viele von den Alten, die nur die Mindestrente von 2250 Rubel im Monat haben und die nicht von ihren al-

Warwara Iwanowna hat ein Monatseinkommen von knapp 4000 Rubel. Das ist nominell 60mal soviel wie vor drei Jahren. Doch die Preise für die meisten Verbrauchsgüter sind schneller gestiegen. Wenn es nicht Nischen gäbe, an denen der scharfe Wind der Marktwirtschaft wirkungslos vorbeifließt, wäre es nicht zu machen. Ihre Miete zum Beispiel, 94 Rubel im Monat, sind lächerlich wenig.

Es heißt, der Wettbewerb habe die rohen Kanten der Kommandowirtschaft abgeschliffen. Nur, im Alltag merkt Babuschka Warwara nicht viel davon.

Einkaufen ist für Rentner immer noch Schwerarbeit. Bei dem ganzen Reformgedaddel ist nicht mal das alte sozialistische Wait-and-carry-System auf der

Strecke geblieben. Um ein Pfund angefaulte Rüben zu kaufen, muß man im Produkti-Laden dreimal anstehen: einmal, um die Rüben zu bestellen, einmal zum Zahlen und einmal, um die Rüben entgegenzunehmen.

Der Umgangston in den Läden ist noch immer von der verächtlichen Rotzigkeit, die man aus sozialistischen Zeiten kennt: „Geben Sie mir ihren Bon, Genossin ... Haben Sie Einwickelpapier mit? ... Was, Sie wollen keinen Fischkopf, glauben Sie, wir werden für Sie einen frischen Haifisch anschneiden, was?“ Selbst die emeritierten Parteibonzen, die sonst stets Vortritt hatten, müssen jetzt für Fischköpfe anstehen, wenn sie keine Devisen haben.

Die Perestroika residiert in den feinen Devisenläden am Newski Prospekt. Man kann sie atmosphärisch genießen, ohne zu konsumieren. Manchmal zieht Warwara Iwanowna den schönen dunklen Tuchmantel an, den sie aus Jesteburg bekommen hat, und geht auf dem Boulevard bummeln. Und sie genießt es, wenn eine adrette Verkäuferin sie freundlich anlächelt und sie fragt: „Guten Tag, gnädige Frau, was kann ich für Sie tun? Nehmen Sie doch bitte erst mal Platz.“ So was gab es früher nicht.

Babuschka Warwara kann hier zwar nichts kaufen, weil sie keine Dollar und Deutschmark hat. Aber sie genießt das Gefühl, wie eine Dame behandelt zu werden. Das tut so gut. Das ist ihre Perestroika.



Armut in Rußland: Viele leben den ganzen Winter nur von Brot und Kartoffeln

Bier vom Faß und junge Mädchen mit gebündelten 20-Dollar-Noten aus Plastiktüten.

Gewiß will das Volk den Kapitalismus – aber mit staatlich garantierten Preisen, mit einheitlichen Einkommen, ohne Arbeitslose und ohne diesen schrecklichen Wettbewerb. Keiner soll den anderen beneiden müssen.

Anatolij Sobtschak, Oberbürgermeister von St. Petersburg, erzählte zur „Neidkultur“ gern die Fabel, in der beschrieben wird, wie der liebe Gott dem armen Bäuerlein anbot, ihm einen Wunsch zu erfüllen. „Du mußt aber daran denken“, sagte Gott, „alles, was ich für dich tue, das tue ich für deinen Nachbarn doppelt.“ Der Bauer überlegt ganz aufgeregt. Er möchte gern, daß es ihm bessergeht. Er will aber nicht, daß

ten Betrieben mit Lebensmitteln versorgt werden, essen den ganzen Winter lang fast nur Brot und Kartoffeln, selten mal Gemüse und sonntags manchmal Sauerkrautsuppe. Dazu trinken sie warmes Wasser mit Marmelade. Tee und Zucker sind Luxusartikel. Bei 2250 Rubel braucht man buchstäblich sein gesamtes Einkommen für die Ernährung. Rätselhaft, wie man ohne Seife, Waschpulver und Gummiband in Würde überlebt.

Neulich hat sich ein alter Herr in einem Leserbrief an die Zeitung *Argumenty i fakty* über eine Gymnastiksendung im Fernsehen beschwert. Ob man denn nicht wisse, daß viele von ihnen bis Mittag im Bett liegenblieben, nur um Körperenergie zu sparen. Sie könnten es sich nicht leisten, Kalorien für Gymnastik zu verschwenden.